



Auf der Suche nach Namen der Vorfahren. Foto: Andreas Tamme

Dem Vergessen entrissen

Festliche Einweihung des neu gestalteten jüdischen Friedhofs mit zahlreichen Nachfahren

Von Joachim Zießler

Lüneburg. Lüneburg benötigte Jahrzehnte, um das Gras wegzureißen, das die Stadt über die eigene Barbarei hatte wachsen lassen. Jahrzehnte, um den Versuch von Nazis platzen zu lassen, Lüneburgern jüdischen Glaubens noch über ihren Tod hinaus die Würde zu nehmen. Am Donnerstag wurde der neu gestaltete jüdische Friedhof wiedereröffnet. Dutzende Nachfahren waren aus aller Welt angereist, als die Namen ihrer hier bestatteten Vorfahren dem Vergessen entrissen wurden. Oberbürgermeisterin Claudia Kalisch (Grüne) bat die Nachkommen „mit großer Demut um Verzeihung“.

Zu entschuldigen sei nicht, wie Lüneburg unter Nazi-Herrschaft mit seinen jüdischen Bürgern umgesprungen sei. Die Lebenden wurden ausgegrenzt, verfolgt, ermordet. Und nicht mal die Ruhe derer, die vor dem Aufstieg der Nazis gestorben waren, wurde geachtet. 1938 schändeten marodierende Nazis den Friedhof, zum Jahreswechsel 1943/44 wurde er ausgelöscht – vom Stadtgartenamt. Die meisten Grabsteine wurden an einen Steinmetz in Dahlenburg verscherbelt, andere als Fundamente für zwei Behelfsheimen für „Volksdeutsche“ benutzt.

Der schwere Tabubruch

Das wäre in jeder Kultur ein Frevel gewesen, in der jüdischen ist es ein besonders schwerer Tabubruch, weil Gräber als „Häuser der Ewigkeit“ unangetastet bleiben sollen. „Hier sollte Menschen noch über ihren Tod hinaus die Würde genommen werden“, sagte Marina Jalowaja, die Vizepräsidentin des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen.

Der Tabubruch endete nicht mit der Niederlage Nazideutschlands. Prof. Christoph Dohmen von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit beschrieb, wie die Stadt noch in den 60er-Jahren Nachkommen auflaufen ließ, die um die Errichtung eines Gedenksteines baten. Die Antworten kamen vom zwischenzeitlich wiedereingestellten Stadtgarteninspektor Werner Rößner. Des Mannes, der die Gräber 1943/44 planieren ließ. 20 Jahre später log er, dass der Friedhof schon vor der Machtübernahme der Nazis nicht mehr als solcher genutzt worden sei. Er bezeichnete den verwahrlosten, überwucherten Friedhof als „Gedenkstätte in Rasen“. Und er zögerte den Abriss der Behelfsheimen hinaus, wissend, dass diese auf Grabsteinen ruhten.

Lüneburger retteten Namen vor dem Vergessen

Lediglich die Fragmente von 13 Grabsteinen liegen heute noch vor. Lange standen sie in einer Reihe, täuschten so vor, dass dort auch die Grabstätten wären. Weil sich deren Standorte aber nicht mehr sicher lokalisieren lassen, wurden die Fragmente nun kurz hinter dem Eingang in einem Oval aufgestellt. Geht man hindurch, gelangt man zu sechs Stelen, in die die Namen und Lebensdaten hier bestatteter Personen eingraviert wurden.

Lüneburger Bürger hatten sich mit Spenden daran beteiligt, dass die Namen Lüneburger Juden bewahrt wurden. Während die Tücher von den Stelen abgezogen wurden, wurden sämtliche Namen verlesen. Ein erkennbar bewegender Moment für Nachfahren, die aus England, den Niederlanden, Israel, den USA und Ghana gekommen waren.

Die vergiftende Sprache

Ruth Verroen las aus dem Nachruf auf ihren Großvater Hermann Jacobsohn, der sich 1933 das Leben genommen hatte, nachdem der Linguist von der Uni Marburg entlassen worden war: Danach war der Sprachwissenschaftler „unserer von Leidenschaften so aufgewühlten Zeit zum Opfer gefallen, weil er ihre Sprache, die so manches wertvolle und heilige Leben vergiftet und vernichtet hat, nicht mehr verstand“.

Oberbürgermeisterin Kalisch bekannte beim Festakt im Rathaus vor knapp 50 Nachfahren der Familien Behr, Dublon, Heinemann, Jacobsohn, Levy, Marcus, Philipp, Valentin und Wolfsberg, dass „Lüneburg sich schuldig gemacht hat“. Zu viele hätten bei der Zerstörung jüdischen Lebens und jüdischer Gräber achselzuckend zugesehen, weil man „nichts machen kann“. Weil man für diese Zeit des Hasses nicht um Entschuldigung bitten könne, sagte sie in ihrer auf Englisch gehaltenen Rede, wähle sie ein stärkeres Wort: „Ich möchte sie mit Demut um Verzeihung bitten und zugleich versprechen, dass wir uns unserer Verantwortung bewusst sind, dass so etwas nie wieder geschehen darf.“

Hitler nicht das letzte Wort überlassen

Historikerin Anneke de Rudder, die die Website „Jüdisches Leben in Lüneburg“ mit Inhalten füllt, berichtete, wie steinig der Weg war, bis Lüneburg im 19. Jahrhundert seinen jüdischen Bürgern endlich einen Friedhof zugestand. Sie schlug den Bogen bis zur bislang letzten Beerdigung. Im September 1939 fand hier Betty Dublon ihre letzte Ruhe. Künftig sollen auf Lüneburgs jüdischem Friedhof wieder Bestattungen möglich sein. De Rudder hofft, dass „heute eine Zeit beginnt, in der wir wieder über den Friedhof gehen können und von den Gestorbenen erzählen, die da begraben wurden.“

So wie Vorfahren von Dr. Becki Cohn-Vargas, der Urenkelin von Robert Heinemann. Sie berichtete von Heinz Otto Heinemann, der im niederländischen Widerstand gekämpft hatte. Von Adolph Jacobsohn, der für die britische Auslandsspionage im Einsatz war. Und von ihrer Großtante Anna Jacobson, die in New York auch im Zweiten Weltkrieg weiter Deutsch unterrichtet hatte – der Kritik von Kollegen zum Trotz. „Man darf Hitler nicht das letzte Wort überlassen“, war ihre Antwort.

Cohn-Vargas dankte allen Lüneburgern, die sich für Aussöhnung und Gedenken eingesetzt haben. „Gerade in einer Zeit, in der der Hass wieder zunimmt. Es liegt nun an uns.“

„Hier sollte Menschen noch über ihren Tod hinaus die Würde genommen werden.“

Marina Jalowaja, Vizepräsidentin des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen